

Selbstsozialisation – zur pädagogischen Tragfähigkeit eines soziologischen Konzepts

MANFRED PIRNER

Das Konzept der Selbstsozialisation partizipiert deutlich an dem interdisziplinären Trend zur Akzentuierung des Subjekts und seiner Aktivität, wie er sich im Grunde seit der Neuzeit und noch einmal verstärkt seit Mitte des 20. Jahrhunderts durchsetzt. Wenn ich recht sehe, ist dabei zu unterscheiden zwischen zwei Aspekten. Der erste ist ein erkenntnistheoretischer und damit anthropologisch-grundlegender Gesichtspunkt, der im Gefolge des philosophischen Neukantianismus, des sozialen Interaktionismus, der Kognitionspsychologie und des biologisch-systemtheoretischen Konstruktivismus – um nur die vielleicht einflussreichsten Strömungen zu nennen – die konstruktiven und produktiven Leistungen des Individuums in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt herausarbeitet. Bei dem zweiten Aspekt handelt es sich um die Erkenntnis oder These, dass durch Ausdifferenzierung, Pluralisierung und Liberalisierung der westlichen hochindustrialisierten Gesellschaften einerseits immer neue und immer weitere Freiräume für das selbstbestimmte Handeln der Individuen sowie andererseits auch immer umfangreichere Notwendigkeiten zu selbstbestimmtem Handeln und Entscheiden entstehen. Natürlich lässt sich die erkenntnistheoretische Entdeckung des aktiven Individuums noch einmal zurückführen auf die gesellschaftlichen Bedingungen, die diesen Zug des Menschen verstärkt hervortreten, aber auch mit der Brille des Zeitgeistes über die verschiedenen Wissenschaften hinweg verstärkt wahrnehmen lassen.

Zum Verständnis und zur Beurteilung (neuer) theoretischer Konzepte erscheint es mir sinnvoll, sowohl deren übergreifende Kontexte als auch deren intertextuelle Verbindungen in den Blick zu nehmen, wie das Müller/Rhein/Glogner ja selbst ansatzweise tun. Ich werde deshalb in einem ersten Schritt einige Überlegungen zur gegenwärtigen philosophischen Autonomie-Diskussion skizzieren, in einem zweiten Schritt nach soziologisch-sozialphilosophischen Hintergründen fragen, in einem dritten Schritt Parallelen des Konzepts der Selbstsozialisation zu pädagogischen Perspektiven andeuten und schließlich eine zusammenfassende Bewertung des Konzepts versuchen.

Vom Tod und der Fiktion des Subjekts

Läuft die Theorie der Selbstsozialisation nicht der Entwicklung in anderen Wissenschaften hinterher und erweist sich damit als eigentlich bereits überholt? Den von Freud so genannten „Kränkungen des menschlichen Selbstbewusstseins“ durch die Dezentrierung des Menschen aus dem Sternensystem (Kopernikus), aus dem Bereich der Lebewesen (Darwin) und aus seiner eigenen Psyche durch die Entdeckung des nicht-verfügbaren Unterbewusstseins durch Freud sind neue „Kränkungen“ hinzugefügt worden: durch die Erkenntnis der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit, auf die jeder Mensch angewiesen ist und von der er bestimmt ist (Berger/Luckmann), und neuerdings durch die hirnhysiologischen Erkenntnisse, dass das menschliche Gehirn „nichts als“ eine komplexe Verschaltung von Nervenzellen darstellt, die durch die Austarierung unterschiedlicher Bedürfnisse gesteuert werden.

Dementsprechend sind in der neueren Philosophie, insbesondere in der französischen (Foucault, Deleuze, Lacan, Derrida, Lyotard), subjekttheoretische Ansätze passé (vgl. Frank u. a. 1988). Hier wird der „Tod des Subjekts“ konstatiert. Das Subjekt gilt als eine Fiktion, auch wenn sie als solche vielleicht weiterhin benötigt wird. Eine Selbsterkenntnis des Subjekts im strengen Sinn muss als unmöglich gelten, weil wir uns gleichsam selbst im Wege stehen, wenn wir uns betrachten und bedenken. Darüber hinaus erweist sich die typisch neuzeitliche Unterscheidung von handelndem Subjekt hier und von ihm getrennten Objekten dort als nicht haltbar, wenn erkannt wird, dass der Mensch nicht nur „real“, sondern auch in seiner Wahrnehmung, seiner Kommunikation und in seinem Denken vielfältig verwoben ist in vorhandene kulturelle Netze und Texturen. Schließlich ist die subjekttheoretische Sicht auch deshalb unter Kritik geraten, weil mit ihr denotwendig eine Abwertung gesellschaftlicher Zusammenhänge und sozialer Beziehungen verbunden ist, indem das Subjekt andere zum Objekt degradiert.

Diese wenigen Andeutungen sollen genügen, um anzuzeigen, dass sich hinter jeglichen subjekt- und autonomie-betonten Ansätzen in Psychologie, Soziologie oder Pädagogik grundlegende Probleme verbergen, die bedacht werden wollen.

Ich sehe das berechtigte Anliegen des Selbstsozialisations-Konzeptes darin, die Autonomie des Subjekts als *kritische* Perspek-

tive in soziologische und pädagogische Diskurse einzubringen. Ähnlich dem – kritisch-emanzipatorisch verstandenen – Bildungsbegriff verweist es auf problematische Ausblendungen vorhandener Selbstbestimmung bei den Jugendlichen sowie auf problematische Einschränkungen solcher Selbstbestimmung in kulturellen und pädagogischen Kontexten. Allerdings wäre zu fragen, ob und inwieweit im Rahmen jugendlicher Selbstsozialisation ebenso wie im Rahmen pädagogischer Bildungsprozesse ein nicht-idealistisches, nicht-aggressives und nicht-solipsistisches Autonomieverständnis erreicht wird, inwieweit also etwa das Bewusstsein des „Sich-verdankens“, des „Eingewobenseins“ und der letzten Unverfügbarkeit des eigenen Subjektseins gefördert wird. Damit werden Kriterien benannt, deren Berechtigung unten noch einmal grundsätzlich unter dem Aspekt der Normativität reflektiert werden.

Von der Freiheit und der Qual der Wahl

Das Konzept der Selbstsozialisation geht, wie oben bereits erwähnt, davon aus, dass mit der Ausdifferenzierung und Pluralisierung unserer Gesellschaft (und dies gerade im Bereich von Medien und Musik) eine „Optionsgesellschaft“ entstanden ist, die dem Individuum vermehrt Freiheitsspielräume eröffnet und somit seine Selbstbestimmtheit stärken kann. Dies ist eine berechtigte Sicht auf die Chancen unserer pluralistischen Kultur, aber nur eine Seite der Medaille. Die andere lässt sich mit Peter L. Berger als „Zwang zur Häresie“ (Berger 1980) beschreiben, d.h. zuspitzt handelt es sich um einen ständigen Zwang, wählen und entscheiden zu müssen, einen Zwang zur Freiheit, der gerade von nicht wenig Jugendlichen auch als Überforderung erlebt werden kann (vgl. dazu auch Bauman 1999). Dass diese Situation psychisch destabilisierend bis krankmachend wirken kann, liegt ebenso auf der Hand, wie dass sie den Hang zu Gemeinschaften, Medienangeboten und (Sub-)Kulturen mit klaren, einfachen Profilen und Regeln, die Orientierung und Halt in der „neuen Unübersichtlichkeit“ (Habermas) geben können, verstärken kann.

Die „Gretchenfrage“ in Bezug auf das Konzept der Selbstsozialisation wäre vor diesem Hintergrund die, ob und inwieweit es die Fähigkeit von Jugendlichen, selbstbestimmt zu wählen, selbstbestimmt mit Medien umzugehen und selbstbestimmt ihre Identität aufzubauen überschätzt, ob es – anders formuliert – derselben Tendenz unterliegt wie die im Rahmen der Postmoderne-Diskussion immer wieder bemühte Rede von „bricolage“- oder „patchwork“-Identitäten,

nunft (Wolfgang Welsch) ihr Leben meistern, so fragmentarisiert und unstet sie sich auch erfahren. Wird hier aber nicht das Idealbild einer reifen, reflektierten, „gebildeten“ Persönlichkeit mit hoher Frustrations- und Fragmentierungs-Toleranz gezeichnet, dem nur wenige Menschen und noch weniger Jugendliche in unserer Gesellschaft wirklich entsprechen?

Dennoch: Ich sehe das berechtigte Anliegen des Konzepts der Selbstsozialisation darin, die vorhandenen Kompetenzen der Jugendlichen wahrzunehmen und positiv zu werten. Pädagogische Interventionen werden dabei m. E. aber gerade nicht überflüssig, sondern besonders dringend, denn es geht ja darum, diejenigen Fähigkeiten, die in pluralistischen (Medien-)Kulturen (über-)lebensnotwendig sind, zu stärken und v. a. auch die Chancen der schwächeren und weniger begabten Jugendlichen für ein gelingendes Leben zu vergrößern.

Dabei halte ich es für hilfreich, gerade auch den *pädagogischen* Blick für humanisierende Tendenzen innerhalb der Jugendkulturen (und ebenso innerhalb der Medienkultur) durch die Perspektive der Selbstsozialisation zu schärfen. So habe ich z. B. beobachtet, dass – entgegen allen Unkenrufen einer immer weiter gehenden Mediatisierung und Technisierung jugendlicher Kommunikationsformen – körperlich-sinnliche Begrüßungsrituale in den letzten Jahren eine wahre Renaissance feiern: vom markigen oder lässigen Händedruck über die Umarmung bis zum zwei- oder dreifachen Küsschen – Körperkontakt bei Begrüßung und Verabschiedung ist hip. Für mich ein Zeichen dafür, dass sich in Jugendkulturen manchmal „von selbst“ Umgangsformen und Aktivitäten entwickeln (und durch Selbstsozialisation angeeignet werden), die lebensbeeinträchtigende Einseitigkeiten kompensieren. Und ein Hinweis darauf, dass wir PädagogInnen Jugendlichen hier häufig zu wenig zutrauen.

Von der Norm der normativen Abstinenz

Mit der Hauptströmung der Erziehungswissenschaft scheint das Selbstsozialisationskonzept einen gewissen Hang zur normativen Abstinenz, ja geradezu eine Abneigung gegenüber normativen Perspektiven zu teilen. Sie rührt, wenn ich recht sehe, von einer wiederum berechtigten Abwehr vorschneller Bewertungen bzw. Abwertungen von Jugendkulturen und der populären Kultur, wie sich im Schlussteil des Aufsatzes von Müller/Rhein/Glogner deutlich zeigt. Dabei ist im Sinne eines aufgeklärten „Norm-Bewusstseins“ darauf aufmerksam zu machen, dass auch das Konzept der Selbstsozialisation deutlich nor-

mative Züge trägt: Es will ja die Selbsttätigkeit und Eigenständigkeit der Jugendlichen und ihrer Kulturen in den Vordergrund rücken und als positiven Wert reklamieren.

Problematisch erscheint es mir jedoch, wenn der Grad der Selbstsozialisation (gegenüber Fremdsozialisation) zur *einzigsten* Norm zur Beurteilung von Sozialisations- und Bildungsprozessen erhoben würde. Dem entspricht die in der Pädagogik manchmal anzutreffende Verabsolutierung von Selbstbestimmung als höchste Norm. So richtig es ist, dass „keine gesellschaftliche Instanz heute für sich beanspruchen kann, die Bewertung von Kulturen objektiv und allgemeingültig vorzunehmen“, und so richtig es ist, dass Werte und Werturteile nicht (mehr) mit dem Anspruch von Objektivität und Absolutheit vorgebracht werden können, so bedenklich wäre es, gesellschaftlich wie pädagogisch, bei einer „begrifflichen Unterscheidung verschiedener Kulturen *ohne* damit einhergehenden Bewertungen“ stehen zu bleiben. Richtig ist sicher, dass eine so genannte Hochkultur nicht per se das Prädikat „pädagogisch wertvoll“ verdient, und dass einer so genannten Jugend- oder populäre Kultur nicht pauschal das Stigma „pädagogisch bedenklich“ aufgedrückt werden darf. Aber sowohl bezogen auf die „Hochkultur“ als auch auf die „Populärkultur“ müssen Kriterien der Lebensförderlichkeit, der Humanität, der ästhetischen Qualität usw. gefunden werden, wenn nicht die Wertfundierung unserer Kultur – z. B. in den Grundwerten und Menschenrechten der westlichen Demokratien – generell geleugnet werden soll und wenn nicht das Orientierungsbedürfnis von Jugendlichen frustriert werden soll.

Das Selbstsozialisationskonzept könnte v. a. darauf aufmerksam machen, dass und wie Jugendliche sich selbst in ihrer Lebenswelt soziale und ethische Orientierung suchen und auch finden. Unter pädagogischer Perspektive dürfen die Heranwachsenden nicht als unbeschriebene Blätter, als formungsbedürftige Knetmasse oder schlechthin orientierungslos umhertreibendes Gut am Strand des Lebens angesehen werden. Es geht vielmehr darum, ihre eigenen Orientierungsleistungen und ihre bereits gefundenen Orientierungen zu würdigen und ernst zu nehmen, aber sie eben auch zur Weiterentwicklung und ggf. auch zur Veränderung und Korrektur ihrer Lebensorientierungen anzuregen.

Von der Gleichgültigkeit der ungleichen Inhalte

Sieht man sich Beispiele der neueren, rezipientenorientierten Medienforschung an, so betonen die meisten, dass bereits Kinder und

erst recht Jugendliche in weit gehend aktiver, konstruktiver, produktiver und souveräner Weise mit den Medien und ihren Inhalten umgehen. Immer wieder wird aufgezeigt, dass sich die RezipientInnen das aus den Medieninhalten herausuchen, was sie zur Bewältigung ihrer Lebens- und Entwicklungsaufgaben „brauchen können“ und solche Bruchstücke sehr eigenständig in ihr Selbst- und Weltverständnis einbauen. Das Konzept der Selbstsozialisation folgt offenbar solchen Untersuchungen.

Dabei entsteht manchmal der Eindruck, der Inhalt und die Qualität der Medien sei letztlich relativ gleichgültig, denn auch mit – nach herkömmlicher Sicht – problematischen Angeboten könnten Kinder und Jugendliche so umgehen, dass sie zu ihrer Lebensbewältigung und -entwicklung beitragen.

Das Konzept der Selbstsozialisation kann dazu helfen, die in der Tat oft erstaunliche Kompetenz der Heranwachsenden wahrzunehmen und schätzen zu lernen, auch aus „dem größten Schrott“ von Medieninhalten – wie übrigens auch aus dem unsäglichsten Erziehungsverhalten Erwachsener – etwas Produktives für sie selbst zu machen. Es sollte aber nicht dazu dienen, das Verantwortungsbewusstsein der Erwachsenen für sinnvolles und notwendiges pädagogisches wie politisches Handeln zu schwächen. Weil die Medieninhalte eben nicht gleichgültig sind, wie sich aus anderen Untersuchungen aus dem Bereich der Medienwirkungsforschung lernen lässt, ist politische Einflussnahme ebenso gefragt wie das Bekanntmachen der Heranwachsenden mit alternativen Medienangeboten und die Stärkung ihrer Bewertungs- und Auswahlkompetenzen sowie ihrer Kritikfähigkeit.

Auch hier zeigt sich m. E. noch einmal, dass es letztlich nicht allein um die Frage von Selbstsozialisation oder Fremdsozialisation gehen kann und auch nicht um die Frage, ob „Hochkultur“ oder „Popkultur“, sondern es sind vor dem Zielhorizont eines menschenwürdigen Lebens in einer menschenwürdigen Gesellschaft Kriterien in Anschlag zu bringen, welche die Beurteilung von Inhalten, Aneignungs- und Bildungsprozessen erlauben. Als wichtiges Anliegen des Selbstsozialisationskonzepts ist festzuhalten: Auch die populäre Kultur und der jugendliche Umgang mit ihr enthalten „humanes Kapital“, tragen Ressourcen und Impulse der Humanität zur individuellen und gesellschaftlichen Entwicklung bei. Deshalb wird es gut sein, Jugendliche und „ihre“ Kultur in politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und pädagogischen Belangen stärker zu berücksichtigen.

Dennoch darf auch nicht aus dem Blick geraten, dass populäre Kultur eben *auch* kommerziell „gemacht“ wird, dass sie *auch* eine Vermassung, Verflachung und Verrohung herbeiführen kann, dass sie Jugendliche *auch* manipuliert und sie zu Sklaven des Konsums (fremd-)sozialisieren kann. Neben dem aktuellen Phänomen der Handy-Verschuldung (Jugendliche sind z. T. hoch verschuldet, weil sie über dem Reiz des Handy-Telefonierens die Kosten aus den Augen verlieren) scheint mir die Mode nach wie vor ein eindrückliches Beispiel zu sein, wie das Gefühl von Freiheit und Selbstbestimmung in manipulativer Weise vorgetäuscht werden: Wenn meine damals 14-jährige Tochter mir mit dem Aufkommen der Bauchfrei-Mode sagte, dass sie unbedingt ein Bauchfrei-Top kaufen wolle, weil *ihr* das *ganz persönlich* gefiele, dann lässt sich das als eine gelungen inszenierte Illusion von Selbstbestimmung und persönlichem Geschmack verstehen. Es wird m. E. wichtig sein, bei der Rede von der Selbstsozialisation Jugendlicher für solche Mechanismen kritisch sensibel zu bleiben -- um der Selbstwerdung der Jugendlichen willen.

Literatur

Bauman, Zygmunt, 1999: Unbehagen in der Postmoderne, Hamburg.

Berger, Peter L., 1980: Der Zwang zur Häresie, Frankfurt a.M.

Frank, Manfred u. a. (Hg.), 1988: Die Frage nach dem Subjekt, Frankfurt a.M.



Prof. Dr. Manfred Pimer

Professor für Ev. Theologie / Religionspädagogik an der PH Ludwigsburg

Arbeitsschwerpunkte:

Theologische Hermeneutik und Theorie der Kultur und der Medien, Musik und Religion, Sprachphilosophie und Theologie, Medienpädagogik und Religionspädagogik, Medienerziehung im Religionsunterricht.

[Zurück zur Heftübersicht](#)